

JENNIFER NANSUBUGA MAKUMBI

DIE  
ERSTE  
FRAU



InterKontinental

ROMAN

## UNVERKÄUFLICHE LESEPROBE

Alle Rechte vorbehalten. Die Verwendung von Text und Bildern, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlags urheberrechtswidrig und strafbar.

Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.

## 6

Nsuuta saß gegen die Wand gelehnt und klopfte sanft auf ihre mit Salbe bedeckten Augenlider. Sie starrte durch den Eingang auf die Straße, als würde sie das Auf und Ab der Welt betrachten. Es war noch Vormittag, die fünfte Stunde des Tages. Und weil die Hitze noch nicht angestiegen war, hatte die Natur noch eine gewisse Süße. Kirabo war ein paar Meter von der Tür entfernt, als Nsuuta rief: »Wen sehe ich denn da?«

»Ich bin es.«

»Ah, Kirabo. Komm rein, komm rein.«

Kirabo trat ein, versuchte ihre Aufregung zu zügeln. Auch wenn Großmutter verreist war, vergewisserte sie sich, nicht direkt im Eingang zu sitzen. Witwe Diba könnte sie sehen. Diba war die Art von Dorfbewohnerin, bei der man sich lieber lächelnd in die eigene Pisse setzte, wenn sie vorbeikam, während man am Straßenrand pinkelte.

»Großmutter ist nach Timiina gefahren.«

»Um ihre Verwandtschaft zu besuchen?«

»Sie ist heute Morgen abgereist.«

»Wunderbar. Es ist gut für Frauen, eine Pause von der Ehe und der Mutterschaft einzulegen. Lass ihren Clan sie betüdeln. Sie wird wie neu zurückkommen.«

Kirabo wunderte sich. War Nsuuta einfach alt, oder war sie eine Heuchlerin? Alte Leute sagen nette Dinge um des Sagens willen. Jedes Mal wenn Witwe Diba vorbeikam, sagte Großmutter: *Schön dich zu sehen*, aber im gleichen Atemzug stöhnte sie: *Die schon*

wieder. Kirabo beobachtete Nsuutas Gesicht, doch sie fand kein Anzeichen von Sarkasmus.

»Wie geht es deinem Großvater?«

»Wie immer. Hast du Neuigkeiten für mich?«

»Oh, sie ist ungeduldig«, Nsuuta klatschte in die Hände. »Sie hat nicht einmal gefragt, wie es mir geht.«

Kirabo begrüßte Nsuuta anständig und wunderte sich, warum eine Hexe Wert auf gute Manieren legte.

»Ich habe über die Anliegen, mit denen du zu mir gekommen bist, nachgedacht.« Nsuuta klopfte sich auf die Augen, als würde die Salbe brennen. »Aber ich werde dir nur unter der Bedingung mehr erzählen, dass du niemandem etwas verrätst.«

»Kein Wort; so wahr mir Gott helfe.«

»Gut. Erstens, such nicht weiter: Ich habe deine Mutter gefunden.«

»Hast du?« Kirabo fielen fast die Augen raus.

»Sie lebt.«

Kirabo schlug die Hände vorm Mund zusammen.

»Sie hat ihr Studium an der Fachhochschule Kyambogo Technical College beendet und dann geheiratet.«

Stille. Kirabo interessierte sich nicht für das intellektuelle oder gar das Liebesleben ihrer Mutter: Wo war sie, wann konnte sie sie treffen?

Nsuuta musste ihre Gedanken gelesen haben, denn sie fuhr fort: »Aber sie kann sich noch nicht mit dir treffen.«

Ein Messer durchbohrte Kirabos Brust.

»Es ist nicht sicher für sie, dich zu treffen.«

»Nicht sicher?«

»Sie hat ihrem Mann nicht von dir erzählt.«

»Von mir?« Kirabo verstand nicht, wieso sie ein Geheimnis sein sollte.

»Sie war sehr jung, als sie dich bekam. Und du weißt, wie die Welt zu Mädchen ist, die in der Schulzeit schwanger werden.«

Kirabo schwieg.

»Aber ich sah, wie ihr Herz weinte.« Nsuuta hielt Kirabo an beiden Schultern. Sie war ihr so nah, dass Kirabo einen weißlichen äußeren Ring um Nsuutas verblasste Iris erkennen konnte. »Meine Kräfte werden es mich wissen lassen, sobald du sie treffen kannst. Aber du musst mir versprechen, geduldig zu sein.«

Kirabo blinzelte hektisch, durch ihre langen Wimpern wirkte es übertrieben. All die Vorfreude darauf, ihre Mutter zu sehen, die ersten Worte, die sie zu ihr sagen würde, wie sie sie umarmen würde, all die schönen Dinge, die ihre Mutter sagen würde, die Berge an Geschenken, die ihre Mutter ihr machen würde.

»Wann wird es sicher sein?«

»Ich werde immer wieder nachsehen.«

»Kannst du nicht machen, dass sie sich heimlich zu mir stiehlt? Ich werde es niemandem erzählen; ich werde sie nicht einmal ›Mutter‹ nennen. Sobald ich sie einmal gesehen habe, *ba ppa*, bin ich zufrieden. Ich werde sie nie wieder aufsuchen.«

»Ich bringe Leute nicht dazu, Dinge zu tun. So etwas machen nur böse Hexen.«

Wut breitete sich in Kirabo aus. Eine Hexe war eine Hexe, so etwas wie gute Hexen gab es nicht.

»Keine Sorge, du wirst sie treffen. Wenn du mir versprichst zu warten, bis ihre Ehe *gulu-gulu* gefestigt ist, bringe ich dich zu ihr. Du willst ja nicht ihr Leben zerstören, oder?«

Kirabo schüttelte nicht den Kopf. Eine Ehe, die auf einer Täuschung aufbaute, war bereits verloren. So sagte es der Pfarrer in der Kirche.

»Komm immer wieder, um nach mir zu sehen, dann kann ich dir die neuesten Nachrichten von ihr erzählen. Nun zum andern Problem ...«

»Wie ist ihr Name?«

»Wessen Name?«

»Der meiner Mutter.«

»Der Name ist mir nicht erschienen.« Nsuuta wischte sich über die Lippen. »Das andere Problem war das Fliegen, richtig?«

Als Tränen in ihre Augen traten, knirschte Kirabo mit den Zähnen. Wenn du um die Lebenden weinst, erteilst du dem Tod deine Erlaubnis. Die Tränen blieben dort, ohne zu fließen oder zu verschwinden.

»Es gibt zwei von dir, und die eine fliegt, richtig?«

»Hmm.«

»Also, sei froh.« Nsuuta schüttelte Kirabos Schultern, als könnte sie dadurch ihren Schmerz lösen. »Schau mich an, Kirabo. Du bist keine Hexe. Du bist nur besonders, eeh?«

»Großvater sagt, ich bin etwas Besonderes.« Aber es kam heraus wie ein Jammern.

»Er ist scharfsinnig, dieser Mann, aber ich denke nicht, dass er das große Ganze sieht. Hör zu.« Nsuuta lehnte sich vor. »Du fliegst aus deinem Körper raus, weil unser *Urzustand* in dir ist.« Sie stupste Kirabo an, als wollte sie sagen: *Du Glückliche*.

»Unser Urzustand?«

»Ja, die Art, wie wir Frauen ursprünglich waren.«

»Wir waren nicht so wie jetzt?«

»Natürlich nicht.« Nsuuta war empört, als wäre der aktuelle Zustand verachtenswert. »Wir haben uns verändert, als der Urzustand aus uns herausgezüchtet wurde.«

Kirabo schaute auf ihre Hände, als könnte sie die Veränderung sehen. »Waren wir schlecht, so wie wir waren? Ist es das, was mich dazu bringt, böse Dinge zu tun?«

»Nein, es war ganz und gar nicht schlecht. Genau genommen war es wunderbar für uns. Wir waren nicht eingeengt, wir waren groß, stark, kühn, laut, stolz, mutig, unabhängig. Aber es war einfach zu viel für die Welt, und sie hat es beseitigt. Und doch wird der Zustand gelegentlich in einem Mädchen wie dir wiedergeboren.

Er ist aber immer unterdrückt. In deinem Fall fliegt die Erste Frau aus deinem Körper, weil sie sich mit der Gesellschaft, so wie sie ist, nicht anfreunden kann.«

»Oh.« Kirabo dachte einen Augenblick nach. »Weiß meine Mutter davon?«

Nsuuta war verwirrt.

»Ich meine, ist das der Grund, warum meine Mutter mich nicht will?«

»Wer hat dir erzählt, dass deine Mutter dich nicht will?« Panik erschien auf Nsuutas Gesicht.

Kirabo kratzte sich am Ohr.

»Hat das jemals jemand behauptet?«

»Nein.«

»Das hier hat nichts mit deiner Mutter zu tun. Deine Mutter weiß nichts hiervon. Ich bin die Einzige, die davon weiß, es sei denn, du hast es noch jemand anderem erzählt.«

»Nein! Aber wie werden wir es wieder los?«

»Es loswerden? Kind, es ist eine Gabe. Lass sie wachsen, lass uns sehen, wie wir waren, wozu wir fähig sind.«

»Woher weißt du das alles?«

»Ich bin eine Hexe.«

»Heißt das, ich bin besessen?«

»Nein. Nichts dergleichen. Es ist hier.« Nsuuta legte ihre Hand auf Kirabos Herz. »Es ist unsere Geschichte.«

»Unsere Geschichte?«

»Eine nie erzählte Geschichte.«

»Nie erzählt?« Ihre Augen leuchteten auf.

»Sie wurde vor langer Zeit begraben, bis sie vergessen war.«

»Aber du kennst sie?«

»Ich habe sie ausgegraben.«

Für Kirabo gab es nichts, was damit vergleichbar war, eine Geschichte zu erzählen, die noch niemand kannte. Es war die Garan-

tie für die ungeteilte Aufmerksamkeit der Zuhörenden, niemand würde die »Fakten« hinterfragen, keine Bewertung deiner Art, sie zu erzählen, niemand würde grinsen, als hätten sie es selbst besser gekonnt.

»Wie wurde er herausgezüchtet?«

»Auf verschiedene Arten.« Nsuuta stützte sich auf die Arme und stand auf. »Lass mich kurz rausgehen. Mit dir hat man keine Sekunde Pause, oder?«

Kirabo schaute Nsuuta zu, wie sie draußen Richtung Küche ging, und fragte sich, ob »Mit dir hat man keine Sekunde Pause« ein Vorwurf war. Sie entschied, dass sie zu viel hineininterpretierte.

Während sie darauf wartete, dass Nsuuta zurückkam, streifte Kirabo auf der Suche nach der Latrine durch Nsuutas Flur. An der Hintertür ließ der Anblick eines winzig kleinen Grabes sie stocken. Es lag am Rande des Hinterhofs, mitten im Blumenbeet, wie ein Schrein. Kirabos Blase hörte auf zu drücken, und sie rannte zurück in das Diiro.

Nsuuta kam mit zwei Wassergläsern auf einem Holztablett zurück. Kirabo trank ihres in einem Zug aus. Sie gab Nsuuta einen Moment, um ihr Glas zu leeren. Nach einer höflichen Pause drängte sie: »Du warst gerade dabei zu erzählen, wie unser Urzustand aus uns herausgezüchtet wurde.«

»Vielleicht solltest du an einem anderen Tag wiederkommen ...«

»Gut, aber *warum* wurde er herausgezüchtet?«

Nsuuta seufzte. »Er wurde verdorben, hässlich gemacht.«

»Das ist beängstigend; ich will ihn nicht.«

»Wahrscheinlich hat er dich auserwählt, weil du stark bist.«

Kirabo stutzte. Die Vorstellung, der Urzustand hätte sich ihr anvertraut, war verwirrend. Dann platzte die Frustration aus ihr heraus. »War es Adam, der Eva verfolgte? War es Kintu, der das Nnambi antat?«

»Kintu *ne* Nnambi, Adam und Eva, Mundu und Sera, es sind die-

selben Personen. Jedes Volk gab ihnen einen anderen Namen. Und nein, es waren nicht sie. Es war ihr Seinszustand.«

»Und du wirst mir die Geschichte erzählen?«

»Unter der Bedingung, dass du dich nicht des Urzustands entledigst, bis du nicht all die Fakten kennst.«

»Ja, gut, ich werde ihn behalten. Aber erzähl mir ein paar Fakten.«

»Ich bin müde.«

»Nur ein paar, damit ich entscheiden kann, ob ich den Rest auch noch hören will.«

Nsuuta schüttelte den Kopf auf die Art, wie Erwachsene sich einem manipulativen Kind ergeben. »Wie beginnt man die Geschichte unseres Urzustandes?«

»Mit dem Anfang.«

Nsuuta griff nach Kirabos Hand und nahm sie in ihre. »Am Anfang ...«

»Mein Blut, du hast mit unseren Augen gesehen.« Für Kirabo musste die Etikette des Geschichtenerzählens eingehalten werden.

»... waren Menschen nichts als Bewohner dieser Erde. Wir besaßen sie nicht, wir beherrschten sie nicht; wir teilten sie gleichermaßen mit den Pflanzen, Insekten, Vögeln und Tieren. Aber dann erkannten unsere Ahnen eines Tages, dass sie mehr als das sein konnten – sie konnten die Erde besitzen und über sie herrschen. Weißt du, was sie taten?«

»Nein.«

»Sie erfanden Geschichten.«

»Geschichten?« Kirabo hatte an Krieg gedacht.

»Ja, Geschichten, die unsere Vorherrschaft rechtfertigten. Erst erfanden sie Kintu und machten ihn zum ersten Menschen auf der Erde. Und was ist man, wenn man der Erste ist?«

»Gewinner und Anführer. Oh, und Besitzer.«

»Genau. Der erste Sohn ist der Erbe. Der Erstgeborene hat

Macht. Sogar die erste Ehefrau übt Macht aus. Hier, in Buganda, haben wir Kintu geschaffen, der Nnambi heiratete, und sie haben all die Pflanzen und Tiere aus dem Himmel mit auf die Erde gebracht. Die Europäer haben Adam und Eva erfunden, dann behauptet, ihr Gott habe alles erschaffen, und ihnen dann die Erde gegeben, um die Dinge zu benennen und sie zu beherrschen. Es gibt überall auf der Welt ähnliche Geschichten, die die Herrschaft der Menschen rechtfertigen. Durch diese Geschichten verliehen sich die Menschen so viel Macht, dass sie die Welt zerstören könnten, wenn sie wollten.«

»Wie, die Welt zerstören?«

»Als ich jung war, gab es hier überall wilde Früchte, Gemüse, Yams und andere Pflanzen. Aber es gibt sie nicht mehr, weil Menschen Meilen über Meilen an Land gerodet haben, um Platz für Plantagen zu schaffen, auf denen die Marktfrüchte für die Europäer angebaut werden. Tausende und Abertausende von Pflanzenarten mussten zwei Pflanzen weichen: Kaffee und Baumwolle. Bald werden auch die kleinen Tiere und Insekten, die im Boden leben, verschwunden sein.«

»Kdto.« Kirabo schnalzte. So gesehen, waren Menschen abscheulich.

»Ein Ergebnis dieser Geschichten war, dass Menschen anfangen, sich Land zu nehmen – *dieser Hügel gehört mir ... diese Ebene da gehört uns*. Die Kreaturen, die sich nicht wehren konnten, wurden gezähmt und eingesperrt; die, die sich widersetzten, wurden gejagt.« Nsuuta seufzte über die Katastrophe. »Aber dann, eines Tages, sagten die männlichen Ahnen: ›Halt, Frauen, ihr könnt nicht mitmachen.««

»Warum?«

Nsuuta stand auf. »*Warum?* Da fangen wir nächstes Mal an.«

»Du kannst jetzt nicht einfach aufhören, Nsuuta; das wird mich umbringen. Es ist, als würdest du einer Durstigen Wasser bringen,

aber es ihr wieder wegnehmen, obwohl sie erst einen klitzekleinen Schluck getrunken hat.«

»Geh nach Hause; ich bin erschöpft.«

»Kann ich morgen wiederkommen?«

»Morgen ist zu früh. Ich muss mich ausruhen.«

»Wann dann?«

»In drei, vier Tagen. Jetzt geh, sonst vergesse ich noch den Rest der Geschichte.«

Kirabo nahm die Hintertür. Zuerst ging sie zu Nsuutas Jackfruchtbaum, so voll mit Früchten, dass er sich krümmte. Sie spuckte in beide Hände und rieb sie aneinander, um einen guten Halt zu haben. Während sie hinaufkletterte, bohrte sich die Erkenntnis, dass sie ihre Mutter nicht so bald sehen würde, wie ein Messer in sie. Sie erreichte die Früchte, klopfte eine nach der anderen auf ihrem Weg nach oben ab, horchte. Keine hatte diesen tiefen, bauchigen Klang der Reife. Sie kletterte wieder runter. Nsuuta hatte ihre Mutter gefunden. Das war ein Anfang. Sie lief zum Passionsfruchtstrauch unter Nsuutas *Musambya*-Baum und schüttelte ihn. Früchte fielen wie Hagelkörner. Kirabo schüttelte, bis nichts mehr abfiel. Sie sammelte die Früchte auf einen Haufen, knotete eine Schnur aus Pflanzenfasern fest um ihre Hüfte und legte die Passionsfrüchte in ihr Kleid, bis es sich wölbte. Sie machte sich auf den Weg zu Giibwa, knackte dabei die Schalen mit den Zähnen und saugte die Süße aus den Früchten. Nein, Nsuuta zurate zu ziehen war nicht fruchtlos geblieben; ihre Mutter war ausfindig gemacht worden. Und bald würde dieser alte Seinszustand aus ihr verschwinden.

\*

Kirabo wollte gerade in den Pfad einbiegen, der nach Kisoga führte, um Giibwa zu besuchen – sie hatte ihren Streit schon wieder vergessen –, als Kabuyes schwarzer Morris Minor die Straße runterkam. Sie blieb stehen. Warum kamen sie mittags heim? Dann erinnerte sie sich. Es war Freitag; sie kamen freitags immer früher



nach Hause. Kabuye lebte zwei Dörfer weiter in Kamuli. Er, seine halb-europäische Frau und ihr Sohn Sio waren Zungus – sie blieben unter sich und sprachen überall nur Englisch.

Kirabo ging von der Straße und blieb am Rand stehen. Sie bereitete ihr unfreundlichstes Gesicht vor. Es galt Sio, Kabuyes Sohn. Das Auto kam näher. Wie erwartet saß Sio auf der Rückbank, als wäre er die Autobatterie. Auch er war bereit.

Kirabo blickte wütend.

Sio missbilligend.

Sie mürrisch.

Er finster.

Der Wagen fuhr vorbei. Sio drehte sich und starrte sie durch die Heckscheibe an. Der Staub, den das Auto aufwirbelte, formte sich zu einer Wolke. Kirabo ging zurück auf die Straße, wedelte den Staub aus ihrem Gesicht. Sie brannte vor Scham, als sie an ihre erste Begegnung mit Sio vor vielen Jahren zurückdachte.

\*

Sie war sieben, Sio war zehn oder elf. Es war in der Sonntagsschule. Sios Pfadfinder hatten sich mit in Kirabos Fleißige-Bienchen-Klasse gedrängt, weil es regnete. Das Klassenzimmer der Fleißigen Bienchen hatte keine Fensterläden; der stürmische Regen wehte herein.

Auf einmal saß Sio neben Kirabo. Sie hatte ihn noch nie aus der Nähe gesehen, und jetzt starrte sie ihn an. Erst starrte er zurück, aber Kirabo schaute nicht weg. Sio schürzte unbehaglich die Lippen und runzelte die Stirn, aber Kirabo starrte weiter. Dann lächelte Sio. Kirabo kicherte. Bevor sie sich selbst dafür zurechtweisen konnte, einen Jungen angekichert zu haben, griff er in seine Tasche und gab ihr einen roten Lolli. Kirabo griff zu. Ein Lolli war ein Lolli, auch wenn ihn dir ein Junge schenkte. Sie packte ihn aus und steckte ihn sich in den Mund. Die Süße war so intensiv für ihre ländliche Zunge, dass sie ihre Beine unter der Bank baumeln ließ und ihren Kopf von einer Seite auf die andere warf.

Sie schaute zu ihm und fragte: »Wann atmen deine Füße? Du trägst immer Socken und Schuhe.«

Sio antwortete nicht.

»Wirst du bald sterben? Deine Eltern lassen dich ja nie aus den Augen.«

Sio lächelte.

»Ist du bei dir zu Hause immer Süßigkeiten und Kuchen und Eis?«

Als er nicht antwortete, wurde Kirabo misstrauisch. Sie schaute ihn von oben bis unten an, seine blasse Haut, sein T-Shirt, in allen Farben dieser Welt gestreift, seine blauen Shorts, seine pummeligen Beine, seine hübschen Socken und Schuhe. Als sie ihn so anschaute, wurde sie sich ihres dünnen, dunklen, mageren Selbst bewusst. *Er glaubt, er sei besser als wir*, dachte sie. Es gab eine Zeit, als ihr Großvater der reichste und ihre Familie die gebildetste in den drei Dörfern Nattetta, Bugiri und Kamuli gewesen war. Giibwas Dorf Kisoga zählte nicht. Dort lebten nur Landarbeiter. Es gab einen Pfarrer in ihrer Familie – Faaza Dewo, Miros ältester Bruder. Es gab einen Arzt in ihrer Familie – Levi, Miros jüngster Bruder, der es allerdings bevorzugte, Dokita genannt zu werden. Miiro hatte ein Diplom in Landwirtschaft vom Bukalasa Agricultural College. All seine Kinder waren zur Schule gegangen. Aber dann kam Kabuye aus Bungeleza mit seinen Autos, seiner hochmütigen halb-europäischen Frau und ihrem verwöhnten Sohn, und Kirabos Familie fing an zu verblassen.

»Du bist so schwächling, dich würde ich sogar im Fußball schlagen.«

Sio lächelte.

»Ich würde dich zu Boden ringen, mich auf deinen Bauch setzen, meine Beine überkreuzen, und du würdest schreien *walalala*.«

Sio gab ihr einen weiteren Lolli, dieses Mal einen gelben.

Er schmeckte nach Ananas. Kirabo hatte jetzt zwei Lollis im Mund; reden wurde schwierig. Sie atmete ein und nahm sie wie-

der aus dem Mund. Sie schaute sie sich an; sie waren noch ziemlich groß. Bevor sie sie zurück in den Mund steckte, sagte sie: »Mein Vater spricht richtig Englisch, so *pshaypshay*, *pshay*.« Sie öffnete ihre Vorstellung von Englisch nach.

Sio sagte nichts.

Kirabo lutschte ihre Lollis von Gelb nach Rot, konzentrierte sich auf die Geschmäcker. »Anders als dein Vater lebt meiner in der Stadt. Er fährt ein Auto, das größer ist als der Mercedes von deinem Vater. Er arbeitet für das Coffee Marketing Board, aber ich gebe damit nicht an.«

Sio brach in schallendes Gelächter aus. Dann verschluckte er sich und hustete. Die Sonntagsschullehrerin kam und klopfte ihm auf den Rücken, bis er aufhörte.

»*I am sorry*«, sagte Sio.

»Ha.« Kirabo konnte es nicht fassen. Sio sprach richtiges Zungu-Englisch. Dann dämmerte es ihr. Er sprach gar kein Luganda. Er hatte die ganze Zeit über kein Wort von dem verstanden, was sie sagte. Kein Zweifel, er schaute auf sie herab, weil er in Bungeleza geboren war und sein Vater Chirurg war und seine halb-europäische Mutter Krankenpflegerin und sie Autos hatten und ein mehrstöckiges Haus und Sio in der Stadt in eine piekfeine Schule ging und überall hingefahren wurde, als hätte er keine Beine, und sie *woopshywoop* Englisch sprachen. Bis zum Ende des Unterrichts schaute sie ihn mürrisch an, während sie seine Lollis aufaß.

Hinterher gab Sio ihr drei weitere Süßigkeiten. Wenn sie nicht so selten an Süßigkeiten gekommen wäre, hätte Kirabo sie abgelehnt, aber sie sagte: »*Thank you very much*«, damit Sio wusste, dass sie Englisch sprach, wenn es nötig war.

Sios Lächeln wurde breiter, und er rannte zu seiner Mutter, die gekommen war, um ihn abzuholen. Nach dem Gottesdienst blieb Kabuyes Familie nie länger. Sie setzten ein elastisches Lächeln auf – das die Dorfleute hinter vorgehaltener Hand ein *verlogenes*

*Lächeln* nannten – und gingen zu ihrem Auto. Aber Sio kam mit einer Tasche zurückgerannt. Er legte sie ab und holte einen Apparat hervor, der aussah wie die Kreuzung aus einer Kamera und einem Fernglas. Auf dem Verbindungsstück zwischen den Okularen stand das Wort VIEW-MASTER. Er redete dabei die ganze Zeit, aber seine Worte klangen in ihren Ohren wie *schpshpsh*. Er hielt Kirabo den Apparat vor die Augen. Sie sah hinein, und ihr stockte der Atem. Das da drinnen war wie ein unbewegter Film. Es war so lebendig, Kirabo merkte gar nicht, wie sie danach griff, bis sie fühlte, wie Sio ihre Hände wieder nach unten drückte.

»*It is London*.«

Das verstand sie.

Er nahm Kirabos Hände und zeigte ihr, wie sie den Apparat halten konnte. Er legte ihren Zeigefinger auf einen Hebel und zog ihn nach unten, seinen Finger auf ihrem. Ein neues Bild erschien. Kirabo gab einen Laut von sich. Sie ließ den Hebel los, und er ras-tete laut ein. Sie sprang auf. Sie lachten. Kirabo schaute wieder hinein. London war noch immer da. Als sie wieder am Hebel zog, sagte Sio: »*Tower Bridge ... Buckingham Palace ... Westminster Abbey ... Change of Guards ... Crown Jewels ...*« Auch wenn Kirabo kein Wort von dem verstand, was er sagte, es machte nichts; die Welt war glasklar.

Sie war so in London versunken, sie hörte nicht, wie Sios Mutter ihn rief. Sie zog am Hebel, ein neues Bild erschien, sie machte *ahh*. Sie zog und zog, während Sio kommentierte. Als das Bild, das sie zuerst gesehen hatte, wieder erschien, griff Sio nach seinem Apparat, nahm eine Pappscheibe heraus, legte sie in eine Papiertasche mit vielen anderen Scheiben, legte den Apparat in ein Lederetui, winkte, flitzte zu seiner Mutter und ließ Kirabo offenen Mundes und voll Verwunderung zurück.

Als sie wieder zu sich kam, rannte sie zu Giibwa, um ihr von diesem Sio, Kabuyes Sohn, seinen Süßigkeiten, dem *sinema* in seiner



Kamera und davon, dass er kein Fünkchen Luganda sprach, zu erzählen.

»Gar nicht?«

»Nicht einmal so ein kleines bisschen« – Kirabo zeigte auf ein Stückchen ihres kleinen Fingers, und die Mädchen fühlten sich herrlich überlegen. »Oh, übrigens, er ist so ein starker Linkshänder, er kaut sogar auf der linken Seite.«

»Du lügst. Aber es liegt kein Segen auf der linken Hand.«

»Braucht er wohl Segen? Seine Eltern strotzen vor Reichtum.«

Kurz darauf begleitete Sio seine Eltern in die Kirche zum Gottesdienst für Erwachsene, und Kirabo sah den Apparat nie wieder. Er ging in ein Internat und wuchs heran, und seine Zungu-Allüren wuchsen mit. Wenn er in den Schulferien mit in die Kirche kam, schauten seine Augen über die Köpfe der Leute hinweg. Er sah immer mürrisch drein, und Kirabo warf ihm wütende Blicke zu.

\*

Kabuyes Auto war im Tal verschwunden, als Kirabo auffiel, dass ihr Kleid vor lauter Passionsfrüchten ganz aufgebläht war. Ha! Sie blieb stehen. Hatte Sio sie so gesehen? Sie schaute unglaublich an sich selbst hinunter. Jetzt würde der Junge sich einbilden, seine Familie sei die einzig zivilisierte.

## 7

Nsuutas Anweisungen zum Trotz rannte Kirabo bereits am folgenden Mittag über Nsuutas Innenhof. Ihre Ausrede? *Großmutter könnte früher aus Timiina zurückkehren. Dann wüsste ich nicht, wie die Geschichte weitergeht. Dann müsste ich unseren Urzustand loswerden.* In Wahrheit hatte sie an nichts anderes als an ihre Mutter denken können. Bis zum Morgen hatte sie sich selbst davon überzeugt, dass ihre Mutter wieder in Kontakt mit Nsuuta getreten war.

Nsuuta saß nicht an ihrem üblichen Platz. Kirabo lief bis zur Tür, ohne Nsuutas übliche Begrüßung zu hören: »Wen sehe ich denn da?« Sie spähte hinein. Von Nsuuta keine Spur. Dann hörte sie das Radio in der Küche. Sie drehte sich um und ging zur Küche, die ein paar Schritte vom Haus entfernt lag. Wie alle älteren Menschen hörte Nsuuta das *Bilango* – ein Programm über die Toten und ihre Beerdigungen, die Trauergottesdienste und wo sie gehalten würden, wer im Krankenhaus im Sterben lag und all die psychisch Kranken, die vermisst oder wiedergefunden wurden.

Kirabo schlich zur Küche, um Nsuutas vermeintlichen *Lumanyo* zu testen, die Fähigkeit, trotz ihrer Blindheit zu sehen. Sie hoffte, das Radio würde ihre Schritte übertönen. Als sie zum Eingang gelangte, hob Nsuuta gerade einen Topf mit Essen vom Feuer. Kirabo blieb stehen und hielt still. Nsuuta stellte den Topf auf den Boden, nahm die dickere äußere Lage von Bananenblättern ab, und überall stieg Dampf auf. Dann kühlte sie ihre Hand in kaltem Wasser und nahm ein Säckchen mit gedämpftem *Katunkuma*-Gemüse.

Sie zerstampfte es, gab es zum Erdnuss-Eintopf, streute Salz darüber und rührte. Kirabo blieb still. Nsuuta legte den gekneteten Matooke-Klumpen in einen Korb und fügte noch ein paar Stücke Süßkartoffel und Maniok dazu. Dann schaute sie auf und sagte: »Kirabo, bring erst das Radio ins Haus und dann komm zurück, um den Essenskorb zu holen.«

Kirabos Beine wurden weich; sie erstickte fast vor Scham. Sie ging auf die Knie und grüßte Nsuuta. Nsuutas Blick sagte: *Versuch das ja nicht noch mal.*

Nsuutas Radio sah genau wie Großmutter's Sanyo aus. Außer dem Griff und einer Lücke, durch die sie die Knöpfe an- und ausschalten konnte, war es komplett in *Kitambaala* gehüllt, ein selbst gemachtes Tischtuch mit gehäkelten Blumenmustern, um es zu schützen. Kirabo stellte das Radio auf den Kaffeetisch im Diiro und ging zurück, um den Essenskorb zu tragen, während Nsuuta den Eintopf in das Haus brachte. Weil sie so unverschämt gewesen war, konnte sie nicht sofort nach ihrer Mutter fragen.

»Hol die Teller aus dem Schrank.« Nsuuta zeigte auf einen hohen Schrank im hinteren Teil des Zimmers. »Heute esse ich nicht allein. Selbst eine Hexe ist es manchmal leid, vor sich hin zu summen. Danach werde ich dir ein wenig von der Geschichte erzählen.«

In Kirabo stieg Panik auf. Es war unhöflich, eine Essenseinladung abzulehnen, aber bei Nsuuta zu essen wäre doch ein wenig zu viel Vertrautheit mit einer Hexe. Und wie sollte sie zu Hause erklären, dass sie das Mittagessen verpasst hatte?

Nsuuta beantwortete Kirabos stille Frage. »Ich habe nachgedacht. Jetzt, da du täglich kommst, werden wir früher essen, nur ein wenig; ich werde dir Teile der Geschichte erzählen; und du wirst zum Mittagessen um zwei nach Hause rennen. Wie findest du das?«

»Das ist in Ordnung, aber vergangene Nacht hatte ich das Gefühl, meine Mutter hätte dich wieder kontaktiert.«

»Tatsächlich? Das liegt daran, dass ich sie wiedergesehen habe,

und dieses Mal hat sie etwas mehr von sich preisgegeben. Du hast ihre Augen.«

»Wirklich?«

»Du hast Toms Hautfarbe, Gesichtszüge und Größe, aber Augen, Nase und Lippen hast du von deiner Mutter.«

Kirabo saß auf ihren Fersen und sog jedes Wort in sich auf.

»Für all die, die deine Mutter nie kennengelernt haben, siehst du aus wie Tom, aber ich sage dir, wenn deine Mutter nicht so hellhäutig wäre, würdest du genau wie sie aussehen.«

»Sie ist hellhäutig?«

»Sehr.«

»Yii?« Kirabo lehnte sich zurück und fragte sich, wie das sein konnte. Alle spotteten, dass ihre dunkle Haut neun Monate in Kanta-Haarfarbe eingelegt worden sei. Wie konnte ihre Mutter also nicht dunkel sein? »Hat sie gesagt, wann ich sie treffen kann?«

»Sie kann sich von ihrem Mann nicht davonstehlen. Er bewacht sie zu streng. Sie besucht nicht einmal ihre Eltern. Aber ich habe ihren Schmerz gesehen.« Nsuuta legte eine Hand auf ihr Herz. »Er bringt sie um, die arme Frau. Wann immer also dein Schmerz unerträglich scheint, denke daran, ihrer ist noch stärker.«

Kirabo nahm das schweigend in sich auf, denn ihre Tränen hörten nicht zu. Nsuuta musste ihren inneren Kampf bemerkt haben, denn sie rieb Kirabos Rücken, kreisend, wie ihre Großmutter es tat, wenn sie mit einer Erkältung kämpfte.

»Sag mir, ist dein Großvater aus der Stadt zurückgekehrt?«

»Wer hat dir diese Lüge erzählt? Großvater war nicht in Kampala.«

»Nicht einmal in Kayunga oder Jinja?«

»Kein einziges Mal.«

»Wie verbringt er denn seine Tage?«

»Wie üblich. Morgens ist er bei seinen Kaffee- oder Baumwoll-Shambas, nachmittags, wenn er nicht im *Koparativu Stowa* oder bei einem Schulvorstandstreffen ist, geht er nach Nazigo.«

Nach dem Essen räumte Nsuuta die Reste weg, während Kirabo die Teller hinter der Küche spülte. Dann setzte sich Kirabo und wartete.

»Wo waren wir gestern stehen geblieben?«, fragte Nsuuta.

»Als Frauen verboten wurde, Land und Tiere zu besitzen.«

»Ah, ja, das war, weil unsere Vorfahren eine weitere Geschichte erfanden – dass Frauen nicht vom Land stammten.«

»Wie, Frauen stammen nicht vom Land?«

»Die Vorfahren sahen das Universum in vier Reiche geteilt. Bring mir den Stift, der auf dem Bücherregal liegt« – Nsuuta zeigte über Kirabos Kopf hinweg auf das Regal – »und das blaue Heft. Ich zeige es dir.«

Sie öffnete das Heft auf einer leeren Seite, legte es auf den Boden und zeichnete ein Kompasskreuz. »Das erste Reich war der Himmel.« Sie schrieb HIMMEL dahin, wo der Norden wäre. »Dann die UNTERWELT.« Sie platzierte diese im Süden. »Dann das MEER.« Sie platzierte dieses im Westen. »Und schließlich das LAND.« Sie platzierte es im Osten. »Das ist der alte Kompass.«

Kirabo starrte auf den Kompass. Er ergab mehr Sinn als der, der in ihrem Klassenzimmer an die Wand gepinnt war. Sie war versucht zu sagen: *Du bist nicht wirklich blind, Nsuuta*, aber sie hielt sich zurück.

»Der Himmel war die Welt der Götter, einverstanden?«

»Ja.«

»Die Unterwelt ist dort, wo die Toten ein neues Leben beginnen – richtig?«

»Ja.«

»Und wenn das Land dem Mann gehörte, was blieb übrig?«

»Das Meer.«

»Ahaa. Das Meer, so behaupteten unsere Vorfahren, war das Reich der Frauen.«

»Was? Frauen gehörten ins Wasser?«

»Und wenn das so war, konnten sie schlecht Land besitzen, oder? ›Wenn du Grund besitzen willst‹, sagten sie unseren weiblichen Vorfahren, ›geh zurück in dein Meer und nimm dir so viel davon, wie dein Herz begehrt.«

»*Yii yii*, obwohl sie sahen, dass Mädchen genauso geboren wurden wie Jungs?«

»Sie behaupteten, dass die allererste Frau aus dem Meer gekommen war, während der erste Mann aus der Erde kam.«

»Aber das stimmt doch gar nicht. Nnambi war Gulus Tochter. Sie kam aus dem Himmel.«

»Gulu war ihr Vater, aber wer war ihre Mutter?«

»Sie hatte keine Mutter, nur einen Vater und Brüder.«

»Siehst du? Sie fanden eine Lücke in der ersten Geschichte von Kintu ne Nnambi und füllten sie aus. Nnambi bekam eine Mutter. Eine Frau, die angeblich aus dem Meer emporgestiegen war. Ihr Name war Nnamazzi. Tatsächlich hieß es, Nnamazzi hätte all die Gewässer auf dem Land hervorgebracht.«

»Ich habe nie von ihr gehört.«

»Weil diese Geschichte begraben wurde.« Als Kirabo nicht antwortete, fuhr Nsuuta fort: »Anscheinend war Nnamazzi so wunderschön, dass Gulu ganz betört war, als er sie sah. Sie gebar ihm viele Söhne, darunter Walumbe, der den Tod bringt, und Kayikuuzi, den Gräber, aber nur eine Tochter, Nnambi. Dann, eines Tages, nach vielen Jahren des Zusammenseins, stand Nnamazzi ohne Vorwarnung, ohne Erklärung auf und ging zurück ins Meer. Sie kehrte nie zurück. Gulu war so untröstlich, dass er nie wieder heiratete. Er zog seine Kinder alleine groß. Und da die erste Frau also aus dem Meer gekommen und dorthin zurückgekehrt war, gehörten die Frauen dorthin.«

»Ich mag Nnamazzi. Ich mag die Vorstellung, dass sie mich hervorgebracht hat.«

»Konzentrier dich, Kirabo; es ist eine Geschichte. Eine Geschichte, die unsere Situation verschlechterte. Sie nutzten sie, um unse-

ren Urzustand an das Meer zu knüpfen. Du verstehst es nicht, aber unsere Vorfahren hatten so eine irrationale Angst vor der Natur der Frauen, dass sie alles versuchten, um sie zu kontrollieren. Sie zeigten auf das Meer als Beleg für diese Geschichte. Offensichtlich sind beide, die Frauen wie auch das Meer, verwirrend, wechselhaft: Heute sind sie so, morgen so.«

»Wie kann das Meer wechselhaft sein?«

»Wasser hat keine Form, es kann dies sein, es kann jenes sein, je nachdem, wo es langfließt. Das Meer ist unbeständig, es kann nicht gezähmt werden, es lässt sich nicht von Menschen kultivieren, es kann nicht besessen werden; du kannst keine Grenzen auf das Meer malen. Für unsere Vorfahren gehörten die Frauen ins Meer wie in die Ehe.«

Kirabo knirschte mit den Zähnen, weil die Vorfäter, vor allem Ganda-Männer, einfach zu dumm für diese Welt waren. »Und für sie gehörte das Land zu den Männern?«

»Land war zahm. Es tat, wie ihm gesagt wurde. Sie bestellten es, streuten Samen darauf, und ein paar Monate später konnten sie es abernten. Sie zerteilten und besaßen es.«

»Wie in der Ehe?«

»Genau so.«

»Und so wurden Frauen davon abgehalten, Land zu besitzen?«

»Du kannst dir gar nicht vorstellen, wie mächtig Geschichten sind. Diese hier machte Frauen zu Migrantinnen auf dem Land. Seitdem waren Frauen entwurzelt – sie wanderten nicht nur zwischen Orten hin und her, sondern zwischen Clans, Stämmen, Völkern und sogar *races*. Hier in Buganda wurden viele Mädchen und Frauen an die Araber in die Sklaverei verkauft. Sie galten als heimatlos.«

Kirabos Brust hob und senkte sich, hob und senkte sich. Sie stellte sich Frauen auf das Meer verbannt vor – schwimmend, ertrinkend, Haie bekämpfend, Häuser unter Wasser bauend, von Walen verschluckt –, dann Frauen, die an Araber verkauft wurden, auf brutale

Weise zu Buwarab gemacht, und ihre eigenen Klagen verblassten. Es platzte aus ihr heraus: »Aber konnten sie denn nicht sehen, dass Frauen weder Kiemen noch Flossen hatten?«

»Zwing mich nicht dazu, das Offensichtliche auszusprechen, Kirabo.« Nsuuta wurde langsam ungeduldig. »Außerdem,- die Welt ist blind. Das Leben ist zu reich, als dass unser Auge alles sehen könnte, was vor uns liegt. Du denkst, du kannst sehen, aber jetzt gerade bist du blind.«

Kirabo schaute auf Nsuutas Augen.

»Ja, Kirabo.« Nsuuta antwortete auf Kirabos stille Frage. »Ich habe erst angefangen, all das zu sehen, was ich mein ganzes Leben lang vor Augen hatte, nachdem ich mein Augenlicht verloren hatte.«

Kirabo schloss die Augen, als könnte das Nsuuta davon abhalten, ihre Gedanken zu lesen.

»Wenn unsere Vorfäter auf Frauen schauten«, fuhr Nsuuta fort, »sahen sie etwas anderes.«

»Was sahen sie?«

»Das Wasser *in* Frauen. Frauen *im* Wasser. Denk nach, Kirabo: Wie viele unserer Geschichten knüpfen die Frauen an das Wasser?«

»Hmm ...« Kirabo brachte ihr Gedächtnis summend in Gang. Sie war von der Idee, Frauen müssten lernen, im Wasser zu leben, gelähmt gewesen. Ihr kam ein Gedanke, und sie schnippte mit den Fingern. »Wie der Mayanja-Fluss? Eine Frau hat ihn geboren. Oh, und diese Zwilling Flüsse, wie heißen sie noch?«

»Ssezibwa und Bwanda?«

»Ja. Eine schwangere Frau war auf Reisen, als ihre Wehen einsetzen. Sie ging am Straßenrand in die Hocke, aber statt eines Kindes kam Wasser aus ihr heraus und teilte sich. Eine Hälfte floss in den Osten, die andere in den Westen, und so waren zwei Flüsse geboren. Oh« – Kirabos Gedächtnis war nun wach –, »die meisten Gewässer – Quellen, Thermen, Bäche – gehören weiblichen Geistern. Der Göttin Nnalubaale gehört der Victoriasee. Der Göttin Nnankya ge-

hört der Bach auf Großvaters Land. Der Göttin Nnambaale gehört unsere Quelle.«

»Weil die Vorväter behaupteten, Nnamazzi hätte alles Wasser auf das Land gebracht.«

»Eeh«, staunte Kirabo.

»Nun, die Familie deines Großvaters besitzt einen Großteil des Landes in Nattetta, aber beansprucht sie den Nnankya-Bach für sich oder die Nnambaale-Quelle, an der wir Wasser holen?«

»Nein.«

»Weil sie sie nicht besitzen können.«

»Oh, mir ist gerade eine große eingefallen.« Kirabo erhob sich auf ihre Knie. »Die ist groß, Nsuuta, riesig.« Sie streckte die Arme über ihren Kopf, um die Größe anzudeuten. »Ich schwöre, die Vorväter nutzten diese Geschichte, um Frauen an das Wasser zu binden.«

»Erzähl sie mir.«

»Mijinni.«

»Mijinni?«

»Kennst du die Mijinni nicht, Nsuuta?«

Nsuuta schüttelte den Kopf.

»Ts, Mijinni sind weibliche Geister, die in den Flüssen, Quellen, Seen und Meeren leben. Tagsüber sind sie im Wasser. Aber nachts kriechen sie daraus hervor. Und wenn sie aus dem Wasser kommen, werden sie zu echten Frauen, die dann die Männer verführen. Es gibt viele von ihnen in Jinja, sie kriechen aus dem Nil. Sie sind wunderschön, ich meine – zum Sterben schön. Wenn Männer sie sehen, können sie nicht anders, als sich zu verlieben, weil sie so ruhig, freundlich und friedlich erscheinen. Ein Mann sagt: *Yi maama, deine Schönheit wird mich auf der Stelle umbringen, wenn ich nicht mit dir zusammen sein kann*. Aber wenn er sie dann mit nach Hause nimmt, *ba ppa*, was passiert?«

»Sag es mir.«

»Sie verwandelt sich in eine fürchterliche Kreatur und foltert ihn.«

»Wirklich?« Nsuutas Gesicht strahlte.

»Einmal nahm ein Mann so eine *Mujinni* mit nach Hause. Sie sagte immerzu: »Mein Freund, vielleicht ist das vorschnell; vielleicht sollten wir uns erst kennenlernen«, aber hat er auf sie gehört?«

»Nein.«

»Richtig. In dieser Nacht, als der Mann aufstand, um das Licht auszuschalten, sagte sie: »Ich mache das«, streckte ihren Arm durch den Raum aus und löschte das Licht. Dann, in der Dunkelheit, fing sie an, den Mann zu foltern, die ganze Nacht hindurch, ununterbrochen. Sie hatte Arme wie ein Oktopus. Sie waren überall. Am Morgen wachte der Mann auf einem Felsen mitten im Victoriasee auf, geschunden und gebrochen.«

Nsuuta seufzte vor Freude.

»Ich warne dich, geh niemals nach Mombasa; es wimmelt nur so von Mijinni.«

»Ist das so?«

»Aber du kannst eine *Mujinni* von einer echten Frau unterscheiden.«

»Wie?«

»Eine *Mujinni* hat eisige Hände und Füße.«

»Danke für die Warnung. Warte hier.« Nsuuta stand auf und holte ein Buch vom obersten Regalbrett hervor. Es war ausgebeult, überall lugten Zettel zwischen den Seiten hervor. Sie entnahm die Zettel und reichte sie Kirabo. Einige davon waren Abbildungen von Meerjungfrauen; einige waren Bilder von altertümlichen Schiffen mit einer Frauenbüste als Galionsfigur. Die Galionsfiguren zeigten dem Meer ihre Brüste.

»Eeh.« Kirabo entdeckte etwas. »Also, diese *weißen* Leute: Ihre Vorfahren dachten, das Meer liebe Frauenbrüste?«

»Die alten Seeleute dachten, sie betraten unerlaubterweise das Wasser, denn es war nicht ihr Reich. Also nutzten sie bildliche Darstellungen von Frauen, um das Meer zu besänftigen.«

»Aber was für ein Inbegriff von Dummheit ist das?«  
 »Anfangs banden sie lebendige Frauen vor den Bug.«  
 »Du lügst, Nsuuta.« Kirabo schnappte nach Luft und dankte den Göttern, dass sie nicht *weiß* war, nicht in dieser dunklen Zeit geboren. Sie schaute sich ein weiteres Bild an und rief: »Ayayayaya!«  
 »Was?«  
 »Das hier ist kein Spaß, Nsuuta.«  
 »Was steht auf dem Bild geschrieben?«  
 »Ah, die Sirenen und Uliesis ... ich kann das Wort nicht aussprechen ... von William E-t-t-y.«  
 »Was ist auf dem Bild zu sehen?«  
 »Drei nackte Frauen ... sind das tote Menschen neben ihnen? Nsuuta, da sind überall Knochen und Totenköpfe: Ich glaube, die Frauen haben sie getötet und gegessen.«  
 »Wen getötet?«  
 »Männer. Da, ein Sturm trägt das nächste Schiff voller Männer heran. Die Frauen singen und tanzen, sie freuen sich über die Angst der Männer.« Sie kicherte. »Oh mein Gott, das ist verrückt. Auf dem Schiff kämpfen die Männer gegen den Sturm, um das Boot von den Frauen wegzusteuern. Aber dieser Riesenidiot möchte unbedingt nach den Brüsten der Frauen greifen. Die Seemänner kämpfen also auch mit ihm.« Sie schaute zu Nsuuta. »Die armen Vorfahren der Zungu-Frauen. Ihre Männer glaubten, sie würden Männer aufessen?«  
 »Du hast ja keine Ahnung, Kirabo. Einige behaupteten, Frauen würden zu Seehunden.«  
 »Ts.« Sie blätterte durch weitere Bilder, dann hielt sie inne. »Das hier ist ein Foto. Sie trägt nur BH und Schlüpf, sie ist am Meeresufer und hält Muscheln in der Hand. Ihr Name ist Usula.«  
 »Ursula. Das ist James Bond.«  
 »Ist er auch so dumm?«  
 »Frag gar nicht erst.«

»Nun schau dir diese Dummköpfe an.«  
 »Wen?«  
 »Fünf Männer knien vor einer Frau. Sie glauben, sie ist gerade aus dem Meer erschienen, weil ihre Haare tropfen, und die Männer betteln, oder beten sie sie an?«  
 »Sie tun es noch immer.«  
 »Oh, die hier sieht wie wir aus.«  
 »Das ist Yemaya. Sie beschützte die Sklaven, als sie über das Meer verschleppt wurden.«  
 »Oh.« Kirabo hielt inne und stellte sich vor, wie sie über das Meer verschleppt wurde. »Immerhin ist es keine der bösen Geschichten, wenn sie unsere Leute beschützte.« Nsuuta antwortete nicht. »Ich frage mich, was die Vorfahren sahen, wenn sie auf Frauen blickten.«  
 »Ich denke, in ihrem *buziba* Verstand, also unbewusst, waren Frauen für sie zwei Dinge auf einmal – aquatisch und irdisch. Mensch, aber Fisch, schön, aber grotesk, aufregend, aber beängstigend, nährend, aber böse. Heute haben sie diese Form; morgen haben sie sich in etwas ganz anderes verwandelt – dubios, schlüpf-  
 rig, geheimnisvoll und mysteriös. Was macht man nun damit?«  
 Kirabo schüttelte den Kopf.  
 »Du musst sie entweder zähmen oder sie zurück ins Meer drängen.«  
 »Zähmen? Wie Tiere?«  
 »In der Tat. Die Männer begannen von anderen Völkern Frauen zu stehlen, als wären es Tiere. Ich bin mir sicher, die Tiere lachten über uns: Schaut, wie die Menschen sich gegenseitig um Eigentum bringen.«  
 »Es stimmt also?«  
 »Was stimmt?«  
 »Giibwa sagte, unsere Männer stahlen Ssoga-Frauen, weil Ganda-Frauen so hässlich waren.«  
 Nsutas Augen blickten ziellos umher, als hätte sie nicht gewollt,



dass ihre Geschichten zu nah an die jüngste Vergangenheit heranreichten.

»Vergiss Giibwa. Deine Familie hat niemanden gestohlen. Leg die Zettel zurück ins Buch und stell es wieder ins Regal, genau da, wo es war.« Als Kirabo das erledigt hatte, sagte Nsuuta: »Jetzt geh nach Hause. Ich muss mich ausruhen. Morgen werde ich dir erzählen, wie sie unseren Urzustand loswurden und Frauen schrumpfen ließen.«

Kirabo rannte aus Nsuutas Haus hinaus und vergaß dabei, die Hintertür zu benutzen.

Nsuuta war in ihrem Garten und erntete *Doodo*, *Bbugga* und *Nakati*-Spinat. Sie hob ihren Kopf nicht, als Kirabo sich ankündigte, auch nicht, als sie zum Gruß auf ein Knie runterging. Kirabo stand auf und fing an, bei der Gemüseernte zu helfen, aber Nsuuta hielt sie davon ab. Anscheinend pflückte Kirabo die wilden Blätter. Kirabo schaute in Nsuutas erloschene Augen und unterdrückte ein Schnalzen. In Nsuutas Stille steckte Wut. Jemand war da gewesen und hatte sie verärgert. Entweder das, oder Nsuuta war sehr launisch. Kirabo wartete voll Unbehagen ab. Offensichtlich war ihre Mutter nicht erneut in Kontakt getreten; Nsuuta wäre ganz erpicht darauf gewesen, es ihr zu erzählen. Diese Erkenntnis hatte nach wie vor die Macht, ihr ein Messer in die Brust zu bohren. Sie beobachtete, wie Nsuuta mit ihren Fingern die Blätter befühlte, bevor sie sie pflückte, die Erde abschüttelte und sie in den Korb legte. *Bei den Launen ist es kein Wunder, dass sie allein lebt*, dachte Kirabo. Nsuuta schaute auf, als hätte sie ihre Gedanken gehört.

»Lass uns in die Küche gehen«, sagte sie.

Eine Weile arbeitete Nsuuta schweigend vor sich hin, wusch das Gemüse, bestreute es mit Salz, bevor sie es in Bananenblätter wickelte. Kirabo saß auf der Schwelle, dort, wo Nsuutas Kochfelder in Beton eingearbeitet waren, und fühlte sich wie eine Last. Dann fragte Nsuuta: »Ist deine Großmutter schon zurück?«

»Nein, wär ich sonst hier?«

»Und dein Großvater?«

»Ihm geht es gut.«